

Joachim Küchenhoff,
Anton Hügli, Ueli Mäder (Hg.)

Gewalt

Ursachen, Formen, Prävention

»REIHE PSYCHE UND GESELLSCHAFT«
HERAUSGEGEBEN VON JOHANN AUGUST SCHÜLEIN
UND HANS-JÜRGEN WIRTH

Psychosozial-Verlag

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 9

Philosophische Aspekte von Gewalt

Anton Hügli

Was verstehen wir unter Gewalt? Begriff
und Erscheinungsformen der Gewalt 19

Therapeutische Aspekte von Gewalt

Joachim Küchenhoff

Ein Ende der Gewalt? 45

Raymond Battegay

Psychodynamische Aggressionstheorien 67

Bernhard Küchenhoff

Eugenik – wissenschaftlich verbrämte Gewalt
gegen psychisch Kranke 87

Barbara Hiss

Aggression und Gewalt: Psychologische Ansätze,
insbesondere das höhere Lebensalter betreffend 115

Soziologische Aspekte von Gewalt

Alfred Krovoza

Gesellschaftliche Gewalt und ihre psychischen Folgen – im
Hinblick auf die deutsche Nachkriegsgeschichte 131

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Originalausgabe

© 2005 Psychosozial-Verlag,

Goethestr. 29, D-35390 Gießen.

Tel.: 0641/77819; Fax: 0641/77742,

e-mail: info@psychosozial-verlag.de,

www.psychosozial-verlag.de.

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks und das
der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Umschlagabbildung: Hieronymus Bosch:

Der Garten der Lüste (Detail).

Umschlaggestaltung: Christof Röhl nach Entwürfen
des Ateliers Warminski, Büdingen.

Satz: Till Wirth, Amsterdam, Gießen, Bangkok

Register: Katja Kochalski, Christiane Barth.

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar.

www.digitalakrobaten.de

ISBN 978-3-89806-303-6

<i>Ueli Mäder</i>	
Strukturelle Gewalt in der Moderne	149
<i>Alex Demirovic</i>	
Aspekte des Rechtsextremismus	165
<i>Wassilis Kassis</i>	
Über die verschlungenen Beziehungen zwischen Erziehungsstil und Gewalterfahrungen männlicher Jugendlicher	175
<i>Matthias Drilling</i>	
Abschied von isolierten Lösungen schulischer Gewaltprävention: Perspektiven eines integrativen Kooperationsmodells zwischen Sozialer Arbeit und Schulpädagogik	201
<i>Georg P. Müller</i>	
Gewaltloses Handeln in der Familie: Empirische Befunde zu einem Home Visiting Experiment in der Stadt Zürich	225

Interkulturelle Aspekte von Gewalt

<i>Claudia Opitz</i>	
Zivilisation und Gewalt. Kritische Überlegungen zu Samuel Huntingtons <i>Clash of Civilizations</i>	247
<i>Rebekka Ehret</i>	
Geteiltes Leid – doppelte Gewalt. Kulturelle Dimensionen des Jugend-und-Gewalt-Komplexes im Kontext von Migration	267

Politisch-rechtliche Aspekte von Gewalt

<i>Barbara Merker</i>	
Die Theorie des gerechten Krieges und das Problem der Rechtfertigung von Gewalt	289
<i>Mark Pieth</i>	
Makrocriminalität und Gewalt	313
<i>Dusan Simko</i>	
Kriegskonflikte am Balkan und die »Kultur der Gewalt«	323
Autorinnen und Autoren	343
Index	347

Strukturelle Gewalt in der Moderne

Ueli Mäder

Heute wird Gewalt oft personalisiert und situativ fokussiert. Die Theorie der strukturellen Gewalt scheint passé zu sein. Sie geht auf die Kritische Konfliktforschung der 1970er-Jahre zurück und thematisiert, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt und sich in ungleichen Machtverhältnissen und Lebenschancen äußert. Ich gehe im vorliegenden Beitrag zunächst auf die Begriffe Gewalt, strukturelle Gewalt und Moderne ein und diskutiere dann strukturelle Bedingungen der Gewalt in der Moderne, von denen zu fragen ist, ob sie sich als strukturelle Gewalt verstehen lassen.

Rechtliche Ansätze betrachten die Gewalt als physischen Eingriff in die Privatsphäre eines andern. Soziologische Theorien (Müller/Schmassmann 2003, S. 130) bezeichnen die Ausübung oder Androhung von physischem und psychischem Zwang gegenüber Personen und Gruppen als Gewalt. Sie unterscheiden zwischen direkter und indirekter Gewalt, potenzieller und manifester, kollektiver und individueller, physischer und psychischer, personaler und struktureller. Die personale Gewalt steht bei aktuellen Debatten im Vordergrund. Sie lässt sich fassen, benennt Täter und manchmal auch Opfer. Die strukturelle Gewalt, um die es hier geht, bezieht sich hingegen auf die gesellschaftlichen Bedingungen der Gewalt.

1. Begriffliche Konzepte

Was Gewalt ist, hängt davon ab, wer was darunter versteht. Der deutsche Begriff wird recht unterschiedlich und umfassend verwendet. Ursprünglich wurde er deutlich von jenem der Macht

abgegrenzt, der nach Max Weber die Chance meint, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchsetzen zu können. Michel Foucault (1977, S. 9) weitet dieses Verständnis aus. Er kritisiert, wie die Zivilisation die Optimierung der Gewalt humanitär kaschiert und zu einer Disziplinierung führt, die selbst geringe Abweichungen von Normen ahndet und negativ sanktioniert. Foucault regt an, selbst gewählte Subjektformen zu stärken, die sich den Herrschaftstechniken der gesellschaftlichen Kontrolle entziehen. Feministische Theorien knüpfen teilweise daran an. Judith Butler (2001, S. 7f.) kritisiert, dass Macht gewöhnlich als das verstanden wird, was von außen Druck auf das Subjekt ausübt. Sie versteht Macht auch als das, was Subjekte bildet, formt und die menschliche Existenz *ausmacht*.

Der angelsächsische Sprachgebrauch differenziert die manifeste Gewalt (*violence*), die eine Person oder Sache schädigt, von der quasi generellen Gewalt (*power*), die umfassend die Kraft und Fähigkeit beinhaltet, etwas zu erwirken. Das individuelle Vermögen hängt wesentlich von der Ausstattung mit ökonomischem Kapital (Geld), sozialem Kapital (Beziehungen) und kulturellem Kapital (Ausbildung) ab. Pierre Bourdieu (1977) weist auch auf die *pouvoir symbolique* hin, die über feine, beispielsweise sprachliche Unterschiede verborgene Herrschaftsverhältnisse ausdrückt. Johan Galtung untersucht diese auf kulturell unterschiedliche Formen der Legitimation. Er verknüpft sein Konzept der strukturellen Gewalt mit der personalen Gewalt. Menschen sind soziale Wesen; es gibt keine Individuen ohne Gesellschaft. Das gilt auch umgekehrt.

Als strukturelle Gewalt bezeichnet Johan Galtung (1975) gesellschaftliche Bedingungen, die Menschen so beeinflussen, dass ihre körperliche und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potenzielle. Nach diesem Verständnis gehören soziale Ungerechtigkeiten zu den strukturellen Voraussetzungen der Gewalt. Sie äußern sich in ungleichen Machtverhältnissen und Lebenschancen, beispielsweise wenn vermeidbar wäre, dass Menschen verhungern; dies unabhängig davon, ob eine klare Subjekt-Objekt-Beziehung vorliegt. Während die strukturelle Gewalt eine gewisse Stabilität aufweist,

unterliegt die personale größeren Schwankungen. Moralkodizes, die sich gegen die intendierte Gewalt richten, sind kaum in der Lage, die strukturelle Gewalt der Moderne präzise zu fassen.

Nach Emile Durkheim (Müller 2000, S. 91) lassen sich archaische und moderne Gesellschaftstypen voneinander unterscheiden. Ein segmentäres Kollektivbewusstsein kennzeichnet die archaischen. Sie beruhen auf mechanischer Solidarität. Gemeinschaft konstituiert sich über Ähnlichkeiten. Moderne Gesellschaften sind indes funktional differenziert und arbeitsteilig strukturiert. Sie basieren auf organischer Solidarität. Wichtig sind vereinbarte Verbindlichkeiten.

Sozialwissenschaftliche Ansätze beschreiben den Fortschritt als Wandel von der Agrar- über die Industrie- zur modernen Dienstleistungsgesellschaft. Ulrich Beck (1986) analysiert die Risikogesellschaft auf dem Weg in eine andere Moderne, welche die organisierte Unverantwortlichkeit überwindet. Die Risikogesellschaft ist eine Chiffre für die Zunahme zivilisatorischer Selbstgefährdungspotenziale. Sie bezeichnet einen Strukturbruch in der Moderne. Der Übergang führt von der einfachen zur reflexiven Modernisierung. Der Fortschritt hat nicht intendierte Nebenfolgen, die an Bedeutung gewinnen. Indem die Risikogesellschaft reflexiv wird, erkennt sie sich als Problem und überprüft vorherrschende Denkstrukturen.

Ulrich Beck (1986, S. 116) geht davon aus, dass eine neue Gewalt der Gefahr alle Schutzzonen und Differenzierungen der Moderne aufhebt. Während sich früher die Not ausgrenzen ließ, ist das bei den Gefahren des Atomzeitalters nicht mehr möglich. Die Moderne eröffnet den Menschen ungeahnte Möglichkeiten, das gesellschaftliche Gefüge zu beeinflussen. Sie beschert ihnen aber auch neue Einschränkungen und Abhängigkeiten. Extreme Bedrohungen verkehren den auf die Spitze getriebenen Individualismus ins Gegenteil. Sie heben das Private auf. Heute kann ein Windstoß über Leben und Tod entscheiden. Dazu braucht es weder menschliches Versagen noch personale Gewalt. Katastrophen sind systemisch verursacht. Individuelle Vorrichtungen bieten kaum Schutz. Die hochindustriellen Bedrohungen sind *gewaltig*.

2. Zwiespalt der Moderne

Moderne und Industriegesellschaft scheinen in einen Gegensatz zu geraten. Während sich die einfache Modernisierung gegen die Tradition wandte, hebt sich die reflexive von der Logik der Industriegesellschaft ab. Beck entfaltet die Leitidee einer reflexiven Modernisierung der Industriegesellschaft von zwei Seiten her. Am Beispiel der Reichtums- und Risikoproduktion erörtert er das Ineinander von Kontinuität und Zäsur: Während in der Industriegesellschaft die Logik der Reichtumsproduktion dominiert, schlägt in der Risikogesellschaft dieses Verhältnis mit der Ausweitung der Gefährdungen um. Die Globalisierung kennt zwar keine nationalstaatlichen Grenzen, wird aber durch eine besondere Dynamik relativiert. Jene, welche die Probleme verursachen, werden durch immer mehr Probleme selber betroffen. Die Folgen fallen auf sie zurück.

So erweist sich in der Reflexivität von Modernisierungen die industrielle Traditionalität als brüchig, wobei die Irritationen eigentliche Erfolge der Modernisierung sind, die auch auf einen Wandel der Grundlagen des Wandels drängt. Beck betrachtet die Industriegesellschaft als eine halbmoderne Gesellschaft. Die Grundstruktur ist widersprüchlich. Sie labilisiert die Industriegesellschaft allmählich. Die Kontinuität wird somit zur Ursache der Zäsur. Chancen und Risiken sind nahe beisammen. Der mögliche Ausweg ist offen. Der soziale Wandel im Zeichen der Moderne bringt mit sich, dass in dessen Verlauf die Menschen aus den Sozialformen der industriellen Gesellschaft freigesetzt werden.

Ulrich Beck (1993, S. 9) diagnostiziert eine Ablösung der Solidarität aus Not, die Durkheims mechanischer Solidarität ähnelt, durch eine Solidarität aus Angst. Als weitere Möglichkeit diskutiert er eine Solidarität aus Vernunft. Sie entspricht der freiwilligen Solidarität, die das frühere Entweder-Oder-Denken überwindet, Ambivalenzen zulässt und das verbindende *und* bzw. *sowohl als auch* mehr betont (Arend 1993, S. 84). Die reflexive Modernisierung erzeugt allerdings Erschütterung. Sie bringt die Frage aufs Tapet, wie viel Auflösung ein Mensch erträgt. Sie schärft auch den Blick für prinzipielle Alternativen. Anstelle der traditionellen Sicherheit

entsteht in der modernen *Gesellschaft der Ichlinge* (Beck 1997, S. 9) die demokratische Kultur eines rechtlich sanktionierten Individualismus. Sie bietet den Menschen auch mehr Freiheiten. Laut Beck leben die *Kinder der Freiheit* allerdings in einer Welt, in welcher der als sicher geglaubte Wohlstand erodiert. Der rasche und weit reichende gesellschaftliche Wandel verändert die Grundlagen des Lebens. Das verunsichert viele Menschen. Sie fühlen sich durch die möglichen Freiheiten bedroht.

Früher sorgten Religion und Erwerbsarbeit (Wirtschaftswachstum, Massenkonsum) für den sozialen Zusammenhalt, der heute über die Ausweitung politischer Freiheiten anzustreben ist. Freiheit ist nicht nur Auflösung, sondern auch Quelle des Zusammenhalts. Ulrich Beck (1997, S. 382) postuliert eine Selbstintegration der Individuen. Ein wichtiges Merkmal der *zweiten Moderne* ist, dass die politischen Freiheitsrechte, die ursprünglich als Beteiligungsformen für den engen Bereich des politischen Handelns konzipiert waren, mehr und mehr in allen Feldern gesellschaftlichen Handelns konfliktvoll geltend gemacht werden. Die Individuen ergreifen ihre politischen Freiheitsrechte und organisieren sich selber. Sie zeigen, dass nebst dominanten strukturellen Bedingungen auch starke subjektive Momente die Moderne kennzeichnen, wobei sich die unterschiedlichen Ausprägungen und Ebenen wiederum in verschiedenen Konzepten der Gewalt äußern.

3. Strukturelle Hintergründe

Zunächst ein Beispiel: Im Zug kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen einem Schaffner und einem Studierenden. Sie entsteht aus einem eher nichtigen Anlass. Die Wortwahl des Schaffners, der das »hochnäsige Studentenpack« ausschimpft, legt die Vermutung nahe, dass seine Wut nicht nur situativ bedingt ist, sondern weitere Anteile hat; vielleicht das Gefälle, das zwischen seinem Lohn und jenem privilegierter Akademiker besteht. Bei den Einkommen gibt es jedenfalls *gewaltige* Unterschiede. Während die durchschnittlichen Managerlöhne eine Viertelmillion Franken

Grundeinkommen übersteigen, verfügen in der Schweiz eine Viertelmillion Arbeitnehmende über keine Existenz sichernden Löhne.

In der Schweiz gehören 7.5% der 20-59-jährigen Erwerbstätigen zu den working poor (Streuli 2002, S. 3). Das sind 250'000 Personen. Wenn wir die Haushaltsmitglieder einbeziehen, erhöht sich die Zahl auf 535'000 Personen bzw. auf 60 Prozent der Armen; darunter befinden sich 232'000 Kinder. Sie verteilen sich auf zwei Drittel der Haushalte. Der Anteil der working poor erhöhte sich während den 1990er-Jahren bei den Familien mit zwei und mehr Kindern von 11 Prozent auf 17 Prozent, bei den Alleinerziehenden von 15 Prozent auf 30 Prozent. Im selben Zeitraum haben sich bei der Sozialhilfe die Ausgaben auf rund fünf Milliarden Franken verdreifacht, die Bezügerinnen auf 300'000 Personen verdoppelt und der Anteil der working poor auf 15 Prozent erhöht. Probleme bereiten zunächst die tiefen Löhne. Auch Kinder erweisen sich als Risiko. Hätten die einkommensschwachen Haushalte während den 1990er Jahren ihren Erwerbsanteil nicht erhöht, gäbe es noch mehr working poor.

Was die Situation der von uns untersuchten (Kutzner/Mäder/Knöpfel 2003) erwerbstätigen Armen betrifft, lassen sich äußere, strukturelle und innere, individuelle Aspekte unterscheiden. Mit strukturellen sind beispielsweise die Nationalität und das Geschlecht gemeint. Beide Faktoren fallen bezüglich Häufigkeit und Intensität der Betroffenheit ins Gewicht. Ferner sind hier die Alleinerziehung sowie die Anzahl der Kinder zu erwähnen. Weitere Gründe sind die mangelnde Qualifizierung und der niedrige Ausgleich für Kinderlasten. Zu den inneren Faktoren gehört der Druck, den viele erwerbstätige Arme auf sich nehmen. Etliche wahren nach außen den Schein, alles sei okay. Sie strecken sich nach der Decke und geben den Stress teilweise weiter. Dies nach dem Muster des Tretens nach unten. Wer sich ohnmächtig fühlt, empfindet das Bessere zuweilen als Bedrohung. Es fordert zum Handeln auf, von dem befürchtet wird, dass es scheitern und Defiziterfahrungen bestätigen könnte. Die missliche Lohnsituation bedeutet jedenfalls Stress. Sie setzt Menschen unter Druck, was zu Gewalt führen kann, aber auch die Frage aufwirft, ob diese Bedingungen nicht selber eine strukturelle Form der Gewalt darstellen.

Diese Frage lässt sich auch am Beispiel der Globalisierung veranschaulichen, die als Kennzeichen der Moderne gilt. Globalisierung bedeutet weltweite Verflechtung: wirtschaftlich, gesellschaftlich, politisch, kulturell. Drei Viertel der Erdoberfläche wurden in fünfhundert Jahren europäisch kolonisiert. Neu ist der rasante Anstieg des Welthandels und der Finanzströme. Der Einfluss der Wirtschaft nimmt zu, jener der Politik ab. Institutionelle Verbindlichkeiten weichen sich auf. Der Anteil der armen Länder am stark gewachsenen Welthandelsvolumen hat zwischen 1994 und 2000 um mehr als die Hälfte abgenommen (Strahm 2003, S. 9). Während dieser Zeit sank der Anteil Afrikas von acht auf zwei Prozent, derjenige Lateinamerikas von elf auf fünf Prozent. Die 49 ärmsten Entwicklungsländer fielen von rund einem auf 0.4 Prozent zurück. Auch die Austauschverhältnisse, die Terms of Trade, haben sich weiter verschlechtert. Im Jahr 1980 mussten für ein Schweizer Sackmesser 4.2 Kilogramm Kaffeebohnen exportiert werden, 1990 schon 6.9 Kilo und 2001 bereits 10.5 Kilo. Seit 1990 stagniert die Zahl der rund 1.2 Millionen Menschen, die mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen müssen. Mit 272 Milliarden Dollar überstiegen im Jahr 2001 allein die abfließenden Kapitalerträge sämtliche Kapitalzuflüsse (Entwicklungshilfe, Privatkapital etc.) um 32 Milliarden. Die Rückflüsse zur Schuldentilgung sind dabei noch nicht berücksichtigt. Während die Preise für industriell gefertigte Güter tendenziell steigen, sinken jene für Rohstoffe und Primärgüter – im Vergleich. Weil sich die Austauschbedingungen verschlechtern, erzielen viele Entwicklungsländer mit mehr Exporten weniger Erlös. Die verschärfte Standortkonkurrenz zwischen den reichen Zentren erhöht den Rationalisierungsdruck.

Das wirtschaftliche Wachstum belastet auch die Umwelt. Ein Fünftel der Menschen verbrauchen in Industrieländern vier Fünftel der Weltenergie. Nach wie vor verbraucht eine Person, die in den Vereinigten Staaten lebt, durchschnittlich etwa gleich viel Energie (auf Erdöl umgerechnet) wie 2 Personen in Deutschland, 2.2 in der Schweiz, 9 in China, 17 in Indien oder 58 in Bangladesh. Der Treibhauseffekt und die Erwärmung der Erdoberfläche lassen den Meeresspiegel ansteigen. Sie zwingen Millionen von Menschen

dazu, zu migrieren und ihre Heimat zu verlassen. Dies aufgrund struktureller Bedingungen, die global miterzeugt werden und viel individuelles Leid mit sich bringen. Daher stellt sich auch hier die Frage, ob es sich bei diesem äußeren Druck, der auf Menschen ausgeübt wird, nicht um eine Form struktureller Gewalt in der Moderne handelt.

4. Individualisierte Sicht

Im Zeichen der Individualisierung werden heute Auseinandersetzungen personalisiert, die strukturell mitbedingt sind. Das zeigt sich beispielsweise in der Sozialstruktur- und in der Konfliktforschung, die sich beide mit Fragen der Gewalt befassen.

Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft oder verschiedener Gesellschaften dauerhaft in unterschiedlichem Maß über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei nicht um individuelle Unterschiede wie Größe, Hautfarbe oder körperliche Kraft, sondern um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Die Verschärfung sozialer Ungleichheit im Einkommens- und vor allem im Vermögensbereich erhöht das Konfliktpotenzial. Gleichwohl ist bei soziologischen Analysen in westlichen Industriestaaten ein Wandel von vertikal-geschichteten zu horizontal-gegliederten Betrachtungen feststellbar. Soziale Ungleichheiten werden individualisiert, strukturelle Rahmenbedingungen vernachlässigt.

Michael Schefczyk (Neue Zürcher Zeitung, 3.12.2001) stellt eine Entpolitisierung der Frage fest, nach welchen Regeln gesellschaftlicher Reichtum zu verteilen sei. Auch in der Sozialstrukturforschung verlagert sich der Blick von der vertikal geschichteten auf die horizontal gegliederte Ebene (Geissler 2001, S. 537). Die Klassenmodelle des 19. Jahrhunderts unterschieden die Werkstätigen noch recht kategorisch vom Bürgertum nach dem Kriterium der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Analysen sozialer Schichten und Klassen (von Theodor Geiger u. a.) definierten ab den 1930er Jahren des 20. Jahrhunderts Menschen(-gruppen) etwas differenzierter nach ihren äußeren Lebensbedingungen (Beruf,

Qualifikationen, Einkommen, Besitz) sowie nach inneren psychischen Merkmalen. Der Blick galt dabei nach wie vor primär den vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe des 20. Jahrhunderts. Seit den 1980er Jahren beziehen verschiedene Theorien sozialer Lagen – nebst materiellen Ressourcen – das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker ein. Die horizontalen Ungleichheiten stehen auch bei den Modellen sozialer Milieus im Vordergrund, die sich seit den 1990er Jahren verbreiten und auf Menschen beziehen, die sich in der Lebensauffassung und Lebensweise ähneln und quasi subkulturelle Einheiten innerhalb der Gesellschaft bilden. Große Bedeutung kommt hierbei der gemeinsamen Wertorientierung und dem Lebensstil zu. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin, laufen aber Gefahr, trotz gesellschaftlicher Gegensätze die Frage sozialer Klassen zu vernachlässigen und eine Entwicklung zu suggerieren, die von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus führe.

Gerhard Schulze (2000) kommt in seiner Studie über die Erlebnisgesellschaft zum Schluss, dass die Suche nach Glück die Sorge um das materielle Überleben abgelöst hat und die horizontal strukturierten Erlebnismilieus eine immer größere Bedeutung erlangen. Das erlebnisorientierte Denken ersetzt laut Schulze das produkteorientierte. Beim erlebnisorientierten geht es mehr um den subjektiven Nutzen, beim produkteorientierten um den materiellen. Der Hobbygärtner löst mit seinem Ziergarten die Bäuerin mit ihren Kartoffeln ab. Dem Reich der Notwendigkeit folgt das Reich der Freiheit, der Leistungs- folgt die Personenorientierung, dem Haben das Sein. Der Alltag wird zur Lebensbühne und zur Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein. Die Gesellschaft verkommt zur Episode.

Nach Pierre Bourdieu (1998) beeinflussen hingegen vielmehr die äußeren Faktoren die Denk- und Handlungsmuster bzw. den Habitus eines Menschen, wobei die soziale Klassenlage nicht kausal determinierend wirkt. Es gibt auch feine Unterschiede, die sich über Titel, Kleidung, Sprache, Manieren und den Geschmack äußern. Der Lebensstil ist weder frei wählbar noch beliebig; er folgt vielmehr dem sozialen Rang. Die feinen Unterschiede äußern sich darin, wie man

grilliert oder den Tisch deckt. Bourdieu orientiert sich an der Marx'schen Tradition, nach welcher das Sein auch das Bewusstsein bestimmt. Schulze hält sich mehr an Ulrich Beck, der die selbstreflexive Moderne dadurch kennzeichnet, dass das Bewusstsein das Sein prägt.

Auch in der Konfliktforschung gibt es Anzeichen dafür, dass die strukturellen Ursachen in den Hintergrund geraten. Sabine Fischer und Astrid Sahm (Fischer/Sahm 2003) haben Veränderungen der normativen Grundlagen der Friedensforschung untersucht und Perspektiven unterschiedlicher Generationen erfasst. Als erste Generation bezeichnen sie die Jahrgänge 1920 bis 1940, als zweite Generation die Jahrgänge von 1940 bis 1960, als dritte die Jahrgänge von 1960 bis 1980. Nach der Analyse von Sabine Fischer und Astrid Sahm tritt die Existenz normativer Grundlagen bei der dritten Generation bei weitem nicht so explizit hervor wie bei den älteren Generationen der Kritischen Friedensforschung. Während die ältere Generation vor allem für eine inhaltliche Ausgestaltung des Friedens eintrat, richtet die dritte Generation ihre Aufmerksamkeit »von diesem utopischen Ziel weg« auf pragmatische Aspekte der Gewalt. Sie entfernt sich dabei von einem Friedensbegriff im Sinne der Abwesenheit von (struktureller) Gewalt. Sie entfernt sich auch von »normativ aufgeladenen Fragen« der Verteilungsgerechtigkeit. Zur Begründung dient ein sozial und reflexiv konstruktivistischer Ansatz, der den Relativismus stark betont.

Sabine Fischer und Astrid Sahm beschreiben den Unterschied zwischen der Kritischen Friedensforschung und dem konstruktivistischen Ansatz dahingehend, dass erstere selber konkrete Wege der Veränderung aufzuzeigen beabsichtigte, während letzterer vor allem darauf abzielt, diverse Akteure zu befähigen, sich aufgrund der Einsicht in die Bedingtheit der eigenen und fremden Wahrnehmungssysteme von festgefahrenen Positionen zu lösen und kompromissfähig zu werden (Fischer/Sahm 2003, S. 7). Die Kritik der Kritischen Konfliktforschung versucht, die »normativ aufgeladenen« Begriffe zu dekonstruieren und »von emanzipatorischen Inhalten zu befreien«. Sie interessiert sich mehr für die Dynamik der Gewalt, denn für die Ursachenforschung. Die neue Konfliktforschung

versucht, politisch abstinenter zu sein und sich dem Werten möglichst zu enthalten. Sie konzentriert sich auf die personale Gewalt und kritisiert den Begriff der strukturellen Gewalt.

5. Mitten aus der Gesellschaft

»Wie bitte, was hat eine Ohrfeige mit Gewalt zu tun?«, fragte uns kürzlich eine junge Frau (im Rahmen einer Makroschwerpunkt Studie der Universität Basel über Jugend und Gewalt). Auch »ein paar blaue Flecken« taxierte sie nicht als Gewalt; »wenn sonst nichts gebrochen ist«. Andere verharmlosen die psychische und die strukturelle Gewalt. Stark vereinfacht gibt es drei verschiedene theoretische Ansätze zur Gewalt. Der erste betont die Bedeutung der gesellschaftlichen Voraussetzungen; er knüpft an das Konzept der strukturellen Gewalt an. Der zweite Ansatz gewichtet die familiäre und schulische Sozialisation. Der dritte Ansatz hebt situative und affektive Momente hervor.

»Wenn die blöde Kuh nicht so dumm gekuckt hätte, wäre sie nicht im Spital gelandet«, sagt eine junge Frau, die zugeschlagen hat und ihren Angriff als quasi zufällig hinstellt. Sie hat weder das Opfer gekannt, noch die Schläge geplant. Alles habe sich einfach so ergeben. Also ist die Tat affektiv und situativ begründet? Die »doofe Gans« habe das verdient, fährt die junge Frau fort. Sie würde wieder so handeln und fühlt sich in ihrem Verhalten durch ihren Vater bestärkt. Er habe ihr stets gesagt: Du darfst Dir nichts bieten lassen; wer sein Terrain nicht markiert, wird von andern traktiert. Solche Leitsätze sind verbreitet. Sie deuten an, wie die männlich geprägte Sozialisation bei der Gewalt mitspielt. Die junge Frau befand sich vor der Tat in einer Umbruchphase. Sie suchte eine Lehrstelle. Die Zeit drängte. Wunsch und Realität klafften auseinander. Die Vorstellung, acht Stunden am Tag zu nähen, wirkte nicht sehr motivierend. Die ungewisse berufliche Aussicht bedeutete Stress. Andere schienen es einfacher zu haben, mehr Unterstützung zu erhalten und dank privilegierter Herkunft über bessere Karten zu verfügen. Offenbar geht es bei der Gewaltfrage auch um gesellschaftliche Bedingungen.

Wir jagen immer schneller in ungebremster Steigerungsdynamik den scheinbar selbst entworfenen Plänen nach. Wirtschaft und Technik setzen uns in Bewegung. Sie rufen dauernde Unruhe hervor. Die verdichtete Zeit drängt. Wer nicht mithält, ist out. So beschreibt Peter Gross (1999) die *Ich-Jagd* in der modernen *Multioptionsgesellschaft* (Gross 1994), die Ulrich Beck als komplexe *Risikogesellschaft* (Beck 1986) darstellt. Die unübersichtliche Individualisierung bringt einerseits Chancen, andererseits Verunsicherung.

Wilhelm Heitmeyer (2002) führt aus, was die Bereitschaft zur Gewalt in der Moderne erhöht: die Ohnmacht (durch forcierte Konkurrenz), die Verunsicherung (durch häufige Biographiebrüche) und die Vereinzelung (durch Auflösung familiärer und kultureller Milieus). Desintegration, Desorientierung und fehlende Perspektiven lassen Konflikte eskalieren. Der rasche Wandel überfordert die Individuen. Er verleitet zu autoritärem Verhalten. Heitmeyer beschreibt meines Erachtens treffend, wie der Rückgang institutioneller und kollektiver Integrationsmöglichkeiten sowie fehlende Zukunftsperspektiven auf dem Arbeitsmarkt zur Eskalation von offenen und noch verdeckten Konflikten führen. Wenn Heitmeyers Thesen zutreffen, müssten fast alle Menschen gewalttätig sein, lautet ein Einwand. Ein weiterer wendet sich dagegen, Gewalt immer erklären und verstehen zu wollen. Trutz von Trotha (1997, S. 19–20) wehrt sich dagegen, jeder Gewalt einen Sinn zu geben. Das führe dazu, irrationale Momente und die pathologisierte Lust an Gewalttätigkeit zu verkennen. Trutz von Trotha benennt wohl strukturelle Ursachen der Gewalt, anerkennt diesen Bezug aber nicht als Soziologie der Gewalt. Er kritisiert das Konzept der strukturellen Gewalt als zu allgemein. Es lasse das konkrete Gewaltverhalten außer Acht und spreche die Täter frei. Eine Soziologie der Gewalt müsse vielmehr mit einer Phänomenologie der Gewalt beginnen und die konkrete Gewalt dicht beschreiben.

Franz Josef Krafeld (1996) leitet die Bereitschaft zur Gewalt aus Sozialisationserfahrungen ab. Wir lernen von Kindesalter an, wie wir von Schwächen anderer profitieren. Jugendcliquen bieten Geborgenheit als Familienersatz. Sie vermitteln ein Wir-Bewusstsein, das Anerkennung durch Abgrenzung gewährt. Allan Guggenbühl

(Neue Zürcher Zeitung, 21.1.2003) deutet die Gewalt von Jugendlichen als Suche nach männlicher Identität und als Lust auf Grenzüberschreitung. Er führt die Gewalt auch auf die verunsichernde Adoleszenz und fehlende Vorbilder zurück. Walter Hollstein (1999) beschreibt in *Männerdämmerung*, wie sich die männliche Sozialisation an Härte, Macht, Distanz, Konkurrenz und Leistung orientiert. Die Fixierung auf äußere Werte (Geld, Erfolg) schränkt das Gefühlsleben ein. Sie fördert die Leere, die Entfremdung und den Autoritarismus, der auch aus Ohnmacht und aus Kooperationsdefiziten entsteht. Buben werden früh darauf getrimmt, Körperkontakte zu meiden, Schmerzen zu kontrollieren und Probleme selber zu lösen. Sie müssen sich ständig beweisen und leiden an Beziehungsunfähigkeit. Gewalt entsteht aus fehlgeleiteter Bedürftigkeit.

Eine inhaltliche Vertiefung erfahren sozialisationsbezogene Ansätze durch psychoanalytische. Arno Gruen (1996) betrachtet die Angst vor Autonomie als *Verrat am Selbst*. Gehorsam führt dazu, sich selbst abzulehnen und Gewalt auch gegen andere zu richten. Erich Fromm (1980) deutet die *Furcht vor Freiheit* als Unterwerfung unter internalisierte Autoritäten. Er verknüpft sozialpsychologische und soziologische Gesichtspunkte. Die Gesellschaft dokumentiert sich sowohl im Einzelwesen als auch im Gruppenverhalten. Die frühe Unterdrückung kritischen Denkens fördert die Anpassung und einen zwanghaften Konformismus. Sie disponiert bedeutungslos gewordene Individuen, Gewalt zu akzeptieren und auszuüben. Je mehr wir uns nach anonymen Autoritäten richten, umso ohnmächtiger fühlen wir uns. Die Verzweiflung schürt die Gewalt.

Gewalt findet einen Nährboden, wenn ein Machtgefälle die Beziehung prägt, Kommunikationsformen fehlen, die Konfliktfähigkeit eingeschränkt ist, Männlichkeit idealisiert wird, Gefühle unterdrückt werden und Gewalt geduldet wird. So fasst ein Prospekt der Abteilung Jugend, Familie und Prävention (AJFP) des Basler Justizdepartments wesentliche Ursachen der Gewalt zusammen. Hillmann (Hillmann, 1994) erwähnt ferner überkommene Normen, soziale Entwurzelung, erhöhte Mobilität und mediale Gewalt. Diese Aspekte finden sich, unterschiedlich gewichtet, in den gesellschafts-, sozialisations- und situationsbezogenen Theorien zur Gewalt.

Die Kritische Konfliktforschung thematisierte nach dem 1968er-Aufbruch die strukturellen Bedingungen der Gewalt, die aus systemischen Strukturen resultiert. Auch feministische Ansätze vertreten das Konzept der strukturellen Gewalt. Simone Wisotzki (2003, S. 9) weist auf die Vergewaltigungen hin. Die Täter sind fast ausschließlich Männer. Strukturell sei diese Gewalt auch deshalb, weil sie so systematisch auftritt und tief in bestehenden gesellschaftlichen Strukturen verankert ist. Neuere Gewaltdiskurse fassen hingegen die persönlichen Bezüge mehr ins Auge. Während sie sich auf das konzentrieren, was sichtbar ist, relativiert der gesellschaftliche Ansatz individuelle Defizite. Er kontrastiert schuldbezogene Täter-Opfer-Muster. Das trägt ihm den Vorwurf ein, die manifeste Gewalt zu verharmlosen. Die Kontroverse dokumentiert sich auch in der Prävention. Ein erstes Konzept zielt darauf ab, die Persönlichkeit zu stärken. Ein zweites plädiert dafür, die geschlechtsbezogene Sensibilisierung von Jugendcliquen zu fördern. Ein drittes setzt beim sozialen Ausgleich an. Es ist meines Erachtens unsinnig, diese Ansätze gegeneinander auszuspielen. Es geht um kein Entweder-oder.

Der Begriff strukturelle Gewalt ist eine verkürzte Formel für strukturelle Bedingungen der Gewalt. Ich plädiere dafür, ihn trotz Unschärfen beizubehalten und so das Augenmerk auf vernachlässigte gesellschaftliche Voraussetzungen zu richten. Das Konzept der strukturellen Gewalt trägt dazu bei, die aktorsorientierte Debatte über die öffentliche Sicherheit mehr auf die zentrale Frage der sozialen Sicherheit zu beziehen. Das Konzept hilft auch, vordergründige Eindeutigkeiten und Schuldzuweisungen sowie Täter-Opfer-Muster zu durchbrechen und mit strukturellen Ursachen zu verknüpfen. Wenn wir die Gewalt, die Personen ausüben, als personale Gewalt bezeichnen, können wir auch die Gewalt, die aus den Strukturen hervor geht und sich gegen Menschen richtet, strukturelle Gewalt nennen. Sie äußert sich, wenn das Wasser wegen Umweltvergehen steigt und Menschen zur Flucht treibt. Sie wirkt auch, wenn Kinder hungern, weil reiche Länder über nicht indexierte Preise arme Länder benachteiligen, oder wenn erwerbstätige Arme wegen misslichen Arbeitsbedingungen gesundheitliche Schäden erleiden. Gewiss lässt sich die strukturelle Gewalt – im Sinne einseitiger Abhängigkeit und sozialer Ungleichheit – nie ganz

überwinden. Es ist jedoch möglich, die strukturelle Gewalt zu mindern. Dabei hilft es, sie begrifflich als solche zu fassen und möglichst konkret zu beschreiben.

Literatur

- Arend, M. (1993): Ökosozial. Bd. 38. Zürich (SNF).
- Beck, U. (1997): Kinder der Freiheit. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Beck, U. (1993): Die Erfindung des Politischen, Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, P. (1998): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, P. (1977): Pouvoir symbolique. Annales 32/3. Paris (Armand Colin).
- Butler, J. (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Gender Studies. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Carigiet, E., Mäder, U., Bonvin, J.-M. (2003): Wörterbuch der Sozialpolitik, Zürich (Rotpunktverlag).
- Fischer, S., Sahn A. (2003): Die Veränderungen der normativen Grundlagen der Friedensforschung aus der Perspektive der dritten Generation. Paper. Arnoldsheim (Evangelische Akademie).
- Foucault, M. (1977): Überwachen und Strafen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Fromm, E. (1980, Orig. 1941): Furcht vor der Freiheit. Stuttgart (dtv).
- Galtung, J. (1975): Strukturelle Gewalt, Reinbek (Rowohlt).
- Geissler, R. (2001): Facetten der modernen Sozialstruktur – Modelle und Kontroversen. In: Jäggi, V., Mäder, U., Windisch K., Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel. S. 537-553. Bern (Lang).
- Gross, P. (1999): Ich-Jagd. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Gross, P. (1994): Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Gruen, A. (1996, Orig. 1986): Verrat am Selbst. Stuttgart (dtv).
- Heitmeyer, W., Hagan, J. (2002): Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden (Westdeutscher).
- Hillmann, K.-H. (1994): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart (Kröner).
- Hollstein, W. (1999): Männerdämmerung. Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht).

- Krafeld, F. J. (1996): Praxis akzeptierender Jugendarbeit. Opladen (Leske + Budrich).
- Kutzner, S., Mäder, U., Knöpfel, C. (2004): Working poor in der Schweiz. Wege aus der Sozialhilfe. Zürich (Rüegger Verlag).
- Mäder, U. (1999): Für eine solidarische Gesellschaft. Zürich (Rotpunktverlag).
- Müller, C., Schmassmann, H. (2003): Gewalt, in: Carigiet, E. et al., Wörterbuch der Sozialpolitik. S. 130–131. Zürich (Rotpunktverlag).
- Müller, H. P. (2000), Emile Durkheim. In: Kaesler, D., Vogt, L. (2000): Hauptwerke der Soziologie. S. 90–110. Stuttgart (Kröner).
- Schulze G. (2000, Orig. 1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M. (Campus).
- Strahm, R. (2003): Der wilde Welthandel, Zürich (Work-Dossier).
- Streuli, E., Bauer, T. (2002): Working Poor in der Schweiz. Konzepte, Ausmaß und Problemlagen. Neuenburg (BFS).
- von Trotha, T. (1997): Soziologie der Gewalt. Opladen (Westdeutscher).
- Wisotzki, S. (2003): Gender und Frieden. Geschlechterperspektiven für die Friedens- und Konfliktforschung. Paper. Arnoldsheim (Evangelische Akademie).